

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 47

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

22. Fortsetzung

„Genug!“ schreit er. „Genug! Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton zu mir zu sprechen. Ich werde Ihnen Ihr dreckiges Geld vor die Füsse schmeissen. Aber ich will in Zukunft nichts mehr mit Ihnen zu tun haben!“

Dann ist er mit drei Schritten an der Tür und lässt sie schmetternd hinter sich zufallen...

Ten Leert ist ruhig sitzen geblieben und hat dem Auftritt halb erstaunt, halb missbilligend zugesehen, als ginge ihm das alles gar nicht unmittelbar an. Schliesslich schüttelt er beinah bedauernd den Kopf. Verrückt — total verrückt, denkt er bei sich. Fünfhunderttausend Francs verpulvern und dann noch den wilden Mann spielen!... Und diese Geschichte mit der vertauschten Mappe und mit dem Buchhalter, den er natürlich hat verduften lassen. Was für plumpe Tricks! Ein ganz dilettantischer Gauner. Von den letzten 24 000 Francs ist natürlich der Goldbarren gekauft worden, den er dem Bogadyn präsentiert hat. Ein grober Schwindel, das Ganze. Mein guter Bonster muss ihm damals aufgefressen



Teheran, Hauptstadt und geistiger Mittelpunkt Irans. Das Bild zeigt den Meidan Sepah (Platz der Armee) und Rathaus



Die grosse Oelraffinerieanlage der Anglo-Iranian-Oil Company am Schatt el Arab mit einer Belegschaft von 20 000 Arbeitern. Täglich verlassen hier drei Tankdampfer mit 9 000 Tonnen den Hafen

sein bei den Experimenten für das Gutachten. Die grössten Experten haben sich schon geirrt...

Oder — wenn vielleicht doch irgend etwas an der Sache ist — Bonster ist schliesslich kein Esel — dann ist es w-möglich so, dass der Mann die naive Absicht gehabt hat, sein Verfahren mit unserm Geld zu starten, aber uns um die Beteiligung zu prellen, indem er hinter unserem Rücken inzwischen mit einem andern abschliesst, der ihm mehr geboten hat. Dafür wäre solch provoziertes Krach gar nicht mal so dumm. Ich bin bloss ein bisschen zu früh zurückgekommen. Mit Bogadyn, der sich zwar auch schon seine Gedanken gemacht zu haben scheint, wäre er am Ende noch fertig geworden. Aber wir sind schliesslich auch nicht so ganz dumm!...

Ten Leert nickt sich selber anerkennend zu und betrachtet befriedigt seine Zigarre, deren Asche trotz der stürmischen Szene nicht abgefallen ist. Er lehnt sich überlegend in seinen Sessel zurück, und während er geniesserisch an der schwarzen Importe zieht, gleicht er mehr denn je einem zufriedenen aber ungemein pfiifigen Säugling. Schade, dass sich die Reise nach Paris nicht verschieben lässt. Aber wenn Bogadyn nachher zurückkommt, wird man mit ihm alles genau besprechen und ihn veranlassen, sofort die nötigen Schritte zu tun. Es wird ihm vielleicht ein bisschen peinlich sein, vornehme Leute haben manchmal so unangebrachte Hemmungen, aber er wird sich schon überzeugen lassen. Bei Geschäften kann man keine zarten Rücksichten auf feine Manieren nehmen. Ganz gleich, ob dieser Raffal nun ein halber oder ein ganzer Gauner oder vielleicht auch bloss ein verrücktes Genie ist — man wird ihn schon klein-kriegen!...

15.

Tino kommt wie gewöhnlich mit dem Autobus aus Nizza gegen fünf Uhr in Menton an, und da es um diese Zeit keinen direkten Anschluss in der Richtung Gorbio gibt, macht er sich zu Fuss auf den Heimweg in die „Alte Mühle“. Sonst holt ihn manchmal der Vater mit seinem Wagen in Menton ab, wenn es sich grade einrichten lässt. Aber heute ist nicht damit zu rechnen. In den letzten Tagen ist zu Hause überhaupt der Teufel los. Seitdem Niki damals die Besprechung mit dem Holländer in Monte Carlo gehabt hat, ist gar nicht mehr mit ihm zu reden. Man bekommt ihn kaum mehr zu Gesicht. Dauernd sitzt er bei dem Anwalt in Nizza oder er ist in Monte Carlo, wo er Himmel und Hölle in Bewegung setzt, wegen dieser verlorenen oder vertauschten Aktenmappe. Genaues weiss Tino über die Angelegenheit nicht, denn Niki ist in einem Zustand, der es ratsam erscheinen lässt, ihn nicht mit Fragen zu belästigen, wenn man ihm zufällig doch einmal zu Hause begegnet. Jedenfalls scheint wieder mal alles schief zu gehen. Tino ist in grosser Sorge und quält sich im stillen mit allerlei phantastischen Vermutungen, die er sich aus des Vaters fragmentarischen Äusserungen — eigentlich mehr lauten, zornigen Selbstgesprächen — irgendwie zusammenreimt.

Kurz vor der Wegkreuzung, wo man links zur „Alten Mühle“ abbiegen muss, begegnet Tino unerwarteter Weise dem Onkel André, der heute offenbar früher als sonst mit der Arbeit Schluss gemacht hat. Er scheint irgend etwas auf dem Herzen zu haben, soviel sich seiner Miene im Halbdunkel entnehmen lässt. Es wird doch nichts gar zu Ernst-

haftes sein? Onkel Andrés Vorschlag, noch ein bisschen zu ihm herüberzukommen, klingt so merkwürdig feierlich. Und als er dann gar seinen jungen Freund, statt wie sonst in die Küche, gleich in die gute Stube führt, da macht sich Tino innerlich schon auf die schlimmsten Katastrophen gefasst. Vor lauter Aufregung versteht er zuerst kaum recht, was Onkel André in einer etwas verworrenen, umständlich schonenden Weise berichtet. Aber endlich erfasst er doch mit tödlichem Erschrecken die furchtbare Neuigkeit: Der Vater ist heute Nachmittag verhaftet worden, vor kaum zwei Stunden sind ein paar Herren vom Gericht mit einem grossen Auto vor der „Alten Mühle“ vorgefahren und gleich zu Herrn Raffal ins Laboratorium gegangen. Dann hat man einen kurzen Wortwechsel gehört. Und zum Schluss hat einer der Herren ein längeres Schriftstück verlesen.

André hat von nebenan alles ziemlich genau verstanden. Der Bogadyn hat im Namen des Konsortiums gegen Herrn Raffal Anzeige erstattet wegen Betrugs und Unterschlagung, und „mit Rücksicht auf bestehende Verdunkelungsgefahr“, wie es hiess, sei ein sofortiger Haftbefehl erlassen worden. Die Herren aus Nizza sind dann überall umhergegangen,

haben jeden Schrank und jede Schublade untersucht, einen Haufen Papiere beschlagnahmt und schliesslich das Haus und das Laboratorium versiegelt. Im Büro haben sie sogar den Kassenschrank durch einen mitgebrachten Schlosser öffnen lassen, aber die Geschäftsbücher sind nirgends zu finden gewesen.

„Und ich wette, die hat der Bogadyn mitsamt seinem Buchhalter verschwinden lassen“, sagt André mit finsternem Kopfnicken. Herr Raffal hat zu alledem kein Wort mehr gesagt, er ist mit den Leuten herumgegangen, stumm und ganz weiss im Gesicht, wie ein Gespenst.

Nur als sie dann alle zusammen ins Auto gestiegen sind, hat er sich plötzlich, wie aus der Betäubung erwachend, zu André umgewandt und mit ganz fremder Stimme gesagt: „Sie sorgen inzwischen für Stan, nicht wahr? In ein paar Tagen muss sich das ja alles aufklären. Er soll brav und tapfer sein inzwischen.“

Brav und tapfer — denkt Tino und versucht mit aller Gewalt das Weinen hinunterzuschlucken, das ihm in der Kehle sitzt. André Sarda läuft wütend gestikulierend in dem kleinen Zimmer hin und her, schleudert markige Verwünschungen gegen Bogadyn, gegen die Gerichtskommission, gegen die Justiz im allgemeinen und bemüht sich dabei, vor allem den Jungen nicht ansehen zu müssen, der da so krampfhaft gerade auf dem unbequemen Pardestuhl sitzt.



Links:

Der „Zibelemärit“ ist für die Stadt- und Landbevölkerung ein Ereignis

Jä, gäll — so geit's!

Werner Santschi

Jä — ds Bärn geit Zit halt gschwing verby!
Mi mues viel z'gleitig gmüetli sy.
„Jeh hurti no de Gschäfti nah,
Daf ds Müeti nüt usfere ha“.

Und gfeh! scho hoedt dä tifig Frik
Zu Poschtouto, im Läderfik.
Er het juscht-juscht no möge baho,
Und isch ganz ufer Me ho.

Doch wie-n-er wieder schnufe ha,
Däicht er no ghy däm Zifhti nah.
W einisch brummt er muk i Bart:
„Bergäffe hefch — dä heibe Draht!“

Em Zifhti geit e Durema
E hli uf Bärn, de Gschäfti nah.
Zu gahli breite Bärnertrab
Louft er ganz gmüetli d'Louben ab.

Bim Ffelade blibt er stah,
Wedeledraht sött er doch ha.
„D nei!“ seit Frik und macht e Schritt,
„Dä schleipfen i jeh no nid mit.“

Ganz zersch treit er hli Gält uf Bank,
(Der Milchpris stigt ja, Gott sei Dank!)
Daf d'Meitfchi de o Bode hei,
Wenn si nes mal hürate wei.

Doch wie's am Zifhti so ha gah:
Frik trifft en alte Gied grad a.
„Bim Zonner, Chrifchte, isch es wahr?
Das Wiedergseh nach sövel Jahr!“

Und ghy druf hode si bim Wj,
Berzelle nang, wie's denn sig ghy,
Wo Meitfchi und vo Hof isch d'Red,
Und wie der Soupmie nüt heig gmerkt.



Rechts:

Ohne Lebkuchenherz darf man nicht nach Hause



Links:

Sie schleichen an Mauern, in Hausgängen einher, um dann plötzlich vor einer Tür oder einem Fenster zu singen

Rechts:

Am Vorabend des Katharinentages huschen aus vielen Häusern junge Mädchen, eingehüllt in schwarze Mäntel mit einer Kapuze und zuweilen in der Hand ein Musikinstrument

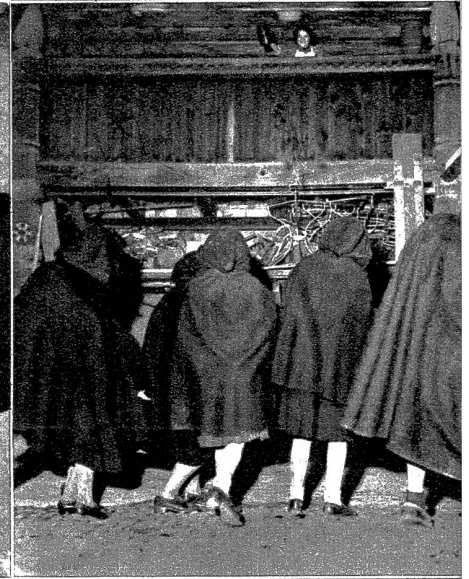


Der Katharinen-Tag in Estavayer

In dem mittelalterlichen Estavayer leben noch viele Sitten und Bräuche, und das Städtchen pflegt sie mit unverminderter Gewissenhaftigkeit und Liebe jedes Jahr fort.

Am Vorabend des Katharinen-Tages, am 24. November, schleichen sich die jungen Mädchen aus den Häusern, eingehüllt in einen schwarzen Mantel, den Kopf tief in eine Kapuze gesteckt und zuweilen in der Hand ein Musikinstrument, eine Handorgel, eine Mandoline usw. Irgendwo treffen sich die Mädchen, schleichen still wie Katzen an Mauern entlang und machen vor einem Haus plötzlich Halt. Hier singen sie das Katharinalied, und dieses Lied gilt allen jenen Jungfrauen, die bereits das 25. Altersjahr passiert haben und noch nicht unter die Haube gekommen sind. Oft gibt es natürlich Jahre, wo die nächtlichen Sängerinnen hurtiger ihren Rundgang durchs Städtchen beendet haben, weil weniger Heiratslustige über 25 Jahre vorhanden sind, oft aber haben sie bis spät in die Nacht hinein vor vielen Häusern zu singen. Einige eingefleischte Junggesellinnen, die nie daran denken, zu heiraten, lassen sich durch die Verse der Sängerinnen nicht beleidigen, sondern werfen im Gegenteil Schokolade oder andere Gaben auf die Strasse. Zuweilen geschieht es aber, dass eine Katharina, vom Gesang erbost, den Sängerinnen einen Kessel Wasser auf die Köpfe schüttet.

Die weiblichen Troubadours quittieren diesen nächtlichen Wassersegen mit lautem Gelächter und schleichen zu einem andern Haus, zu andern Katharinen, wo sie ihren Gesang « Sainte Catherine, était fille du roi... Ave Maria, Sancta Catharina... » wiederholen.



Viele der Katharinen kassieren diese Lieder mit viel Humor und lassen sich durch Verse nicht beleidigen. Im Gegenteil: sie werfen den jungen weiblichen Troubadours Schokolade oder andere Gaben vor die Füße

Oft natürlich ist eine Katharina, die bis zum heutigen Tag immer umsonst Umschau nach einem Mann hielt, arg beleidigt und schüttet einen Kessel Wasser auf die frechen Sängerinnen

Zu allem Unglück erscheint jetzt auch grade noch die gute dicke Tante Philomene. Sie schiebt sich vorsichtig durch die Tür, die sich wegen der Spiegelkommode nicht ganz öffnen lässt und sinkt aufschluchzend auf das funkelneue kirschrote Plüschsofa, das Raffal ihr erst zu Weihnachten geschenkt hat. Ein Prachtstück von einem Umbausofa, zweisitzig und also grade geräumig genug für Tante Philomene, die heute vor lauter Kummer noch viel mehr in die Breite gegangen scheint, als sonst. Die hellen Tränen laufen ihr über das eigentlich noch ganz hübsche runde Gesicht.

„Was für ein Unglück, mein armer Kleiner, was für ein Unglück“, jammert sie und zieht den Jungen in eine umfangreiche mütterliche Umarmung, in der ihm plötzlich alle männliche Selbstbeherrschung versinkt. Ein paar Sekunden lang tut es ihm gut, sich gehen zu lassen, stossweise und fassungslos zu weinen wie ein Kind. Aber das ist bald vorbei. Und als er sich langsam aus dem weichen Abgrund wieder heraufarbeitet, trägt sein rotes, verweintes Knabengesicht doch schon wieder einen ganz entschlossenen Ausdruck.

Er wendet sich zu Onkel André um, der merkwürdig hustend und schnaubend an den hartnäckig nicht schliessenden Fensterläden herum arbeitet und sagt mit beinahe schon ganz fester Stimme:

„Wir müssen irgendwas unternehmen, Onkel André.“

Philomene zieht sich diskret in die Küche zurück, um ein besonders gutes Abendessen zu bereiten, denn Unglück macht hungrig, findet sie. Inzwischen können die beiden Männer da drinnen Kriegsrat halten.

„Ganz klar“, meint Onkel André, „die Gauner wollen deinem Vater seine Erfindung stehlen, dieser feine Herr Graf vor allem, dem hab' ich von Anfang an nicht getraut. Aber den Geheimtresor haben die schlaunen Herren aus Nizza gottlob doch nicht gefunden.“

Was André so grossartig als Geheimtresor bezeichnet, ist eigentlich nur ein loser Stein im Esszimmerkamin, ein loser Stein und dahinter eine kleine eiserne Kassette mit Raffals wichtigsten Aufzeichnungen und den Formeln für das Ixion. Auch die Quarzampulle, die einen Teil des geheimnisvollen Stoffes umschliesst, wird dort aufbewahrt,

wenn man sie nicht gerade für die Bestrahlung des Minerals benötigt. André und Stan sind die einzigen, die das Versteck kennen. Wenn man nur diese Kassette retten könnte! Aber das Haus ist versiegelt.

„Und wenn wir einfach ein Fenster einschlagen?“ sagt Tino.

Aber André schüttelt den Kopf.

„Das merkt man. Einbruch ist viel zu riskant.“

Er versinkt in tiefes, sorgenvolles Nachdenken und starrt dabei geistesabwesend auf die herrlich kolorierte Photographie über dem Sofa, die einen zwanzig Jahre jüngeren, wesentlich schlankeren André Sarda als flotten Kriegsschiffmatrosen zeigt, vor einem Hintergrund malerisch rauchender Schornsteine. Und beim Anblick dieser Schornsteine kommt ihm plötzlich die Erleuchtung.

„Der Kamin!“ platzt er aufstrahlend heraus. „Man kann durch den Kamin einsteigen, Tino. Das heisst, ich bin schon ein bisschen zu dick, aber wenn du dich traust... Ich seile dich ab. Schön schwarz wirst du freilich werden.“

Die beiden Verschwörer haben Glück. Als sie sich gegen Elf auf den Weg machen, ist es stockdunkle Nacht. Der Himmel bedeckt und ohne Stern. Vor Zwölf wird der Mond nicht aufgehen und bis dahin sind sie längst zurück. Gut, dass sie beide jeden Fuss breit hier genau kennen und dass André den Plan des Hauses ganz genau im Kopf hat. So gelingt es ihnen ohne Schwierigkeit, in ein paar Minuten quer durch die ausgetrocknete Bachschlucht und durch ein Loch in der Hecke bis zu der hintern Ecke des Gebäudes zu gelangen, wo ein alter Johannsbrotbaum sich weit über das schwach abfallende Dach hinüberneigt.

Es ist nicht ganz leicht, sich im Dunkeln durch das Gewirr der Zweige durchzuarbeiten, besonders wenn man nicht mehr, wie Tino, vierzehnjährig ist. Aber schliesslich haben sie es doch beide geschafft und lassen sich vorsichtig auf die altersmorschen Ziegel herunter, um dann auf allen Vieren bis zu dem dicken, kurzen Schornstein vorzukriechen, in den der Kamin des Esszimmers mündet.

Tino zieht seine Joppe aus, darunter trägt er nichts als ein altes schwarzes Badetrikot von Onkel André, das ihm

natürlich viel zu weit ist, aber eine gute Schutzfärbung abgibt. Er schlüpft rasch aus den Schuhen und André knüpft ihm mit sachverständigem Griff die Schlinge des langen, doppelten Waschseils unter den Armen fest, das man der guten Philomene heimlich entwendet hat. Man verständigt sich mit ein paar stummen Gesten. Dann schwingt Tino sich entschlossen auf den Rand des Schornsteins und gleitet vorsichtig in die enge schwarze Öffnung hinunter, während André, flach auf dem Bauche liegend, das Seil langsam nachgeben lässt.

Er hört nur ein leises Wetzen und Schaben und fühlt dann, wie das Seil schlaff wird. Gott sei Dank, der Junge ist unten angelangt, ohne sich irgendwo festzuklemmen. Wenn er nur auch den Stein im Finstern findet, denn die kleine Taschenlampe soll er nur im Notfall benützen, man könnte sonst das Licht durchs Fenster sehen, dessen Läden nicht geschlossen sind. Plötzlich hebt André horchend den Kopf. Was ist das für ein seltsames Geräusch? Das kann nicht von unten aus dem Esszimmer kommen. Es klingt wie leise knirschende Schritte auf dem Kiesplatz drüben vor der Eingangstür. Hat etwa irgend jemand sie gesehen, womöglich der Paul, dieser lächerliche kleine Nachtwächter von Gendarm, mit dem André manchmal abends im Café eine Partie Belotte spielt? Aber der würde doch nicht so vorsichtig schleichen. Jetzt ist es gar, als ob man das leise Gezischel einer menschlichen Stimme hörte. Also mehr als einer, womöglich doch Polizei?

(Fortsetzung folgt)



WILDSCHWEINE

Während der letzten Zeit konnte man in vielen Zeitungen eine kurze Nachricht über die Anwesenheit von mehreren Rudeln von Wildschweinen im Aargau, Berner Jura und Luzern entnehmen.

Diese Tiere sind in der Schweiz sehr selten geworden. Trotzdem geht kein Jahr vorüber, dass nicht einige Dutzend aus dem benachbarten Frankreich unbemerkt über die Grenze gelangen und in Wald und Feld durch Zerreißen der Wurzeln junger Tannen und durch Aufwühlen oder Zerstampfen der angebauten Aecker grossen Schaden anrichten. Die sehr geselligen Tiere durchstreifen des Nachts in oft nach Geschlechtern getrennten Rudeln den Wald, um Nahrung zu suchen; tagsüber aber liegen sie eng aneinandergeschmiegt in selbstgegrabenen, mit Laub und Moos ausgepolsterten Kesseln. Am liebsten halten sie sich an sumpfigen Stellen mit starkem Dickicht auf. Von der dunkeln Torferde heben sich die ruffarbenen oder schwarzen Tiere (daher der andere bekannte Name Schwarzwild), nur undeutlich ab und werden dort selbst vom Jäger leicht übersehen. Mit unglaublicher Sicherheit und Geschwindigkeit durchdringen die Wildschweine das

Dickicht. Dabei kommt ihnen der keilförmige, spitze Kopf, der schmale Körper und nicht zuletzt das starke Borstenkleid sehr zustatten. Wie die Hausschweine wühlen sie gern in der Erde herum bei der Suche nach Insektenlarven, Würmern, selbst Aas, Sämereien, Pilzen, Kartoffeln, Rüben und andern Pflanzen. Bekannt ist ja der starke Geruchssinn der Schweine, die man zum Aufsuchen von Trüffeln abrichten kann. Für den Jäger bildet die Schwarzwildjagd einen besondern Reiz. Grosse Treibjagden werden veranlasst. Ungefährlich sind diese Jagden keineswegs. Mit tiefgesenktem Kopfe versuchen die Bedrängten den Jäger zu überrennen. Manchem Hunde wurde schon der Bauch durch die grossen, scharfen, nach oben gerichteten Eckzähne oder Hauer des männlichen Wildschweines (Keiler) aufgeschlitzt.

Keiler und Bache (Jägername für das Weibchen) paaren sich im Spätherbst. Nach etwa 18 Wochen werden 4–12 Junge zur Welt gebracht, die eine charakteristische Gelbfärbung mit schwarzen Längsstreifen besitzen. Eine prächtige winterliche Landschaft, welche von einem Pärchen mit sechs schöngestreiften Jungen, auch Frischlinge genannt, durchwandert wird, finden wir in

einer Vitrine des Naturhistorischen Museums in Bern.

Die Wildschweine kommen in vielen verschiedenen Arten in der Alten Welt vor.

Das europäische Schwarzwild haust noch heute in einigen grössern Gebirgswäldern von Frankreich, Deutschland, Russland und dem Balkan. In der Schweiz ist es als eigentliches Standwild verschwunden. Stets handelt es sich bei den aufgefundenen Exemplaren um illegale Grenzübertritte.

Das Hausschwein, ein Abkömmling des wilden, besitzt noch viele Aehnlichkeit mit jenem. Bemerkenswert ist, dass das in Freiheit gesetzte Stalltier sehr schnell verwildert und dessen Nachkommen von Wildschweinen kaum noch zu unterscheiden sind.

Wer eine Familie lebender Wildschweine zu sehen wünscht, gehe in den Tierpark Dählhölzli. Mit einem Grunzen, das demjenigen des Hausschweines nicht unähnlich ist, erwartet uns dort die Bache mit ihren vier schon ziemlich grossen Jungen; daneben aber schreitet in abgesondertem Gehege majestätisch ein riesiger schwarzer Keiler (Eber), dem wir im Freien sicherlich nicht begegnen möchten.

Hans Joss